



Christliche Literatur-Verbreitung e. V.  
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

1. Auflage 2021 (CLV)  
(früher erschienen im Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH, Marburg)

© 2021 by CLV  
Christliche Literatur-Verbreitung  
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld  
Internet: [www.clv.de](http://www.clv.de)

Satz: EDV- und Typoservice Dörwald, Steinhagen  
Umschlag: Lucian Binder, Marienheide  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Artikel-Nr. 256762  
ISBN 978-3-86699-762-2



Eckart zur Nieden

Das Geheimnis der  
vierten  
Burg

Jung@Jünger



# 1. KAPITEL

Es war einmal ein großer, finsterer Wald.

Weil er so groß und finster war und außerdem am Rand mit dornigem Unterholz verwachsen, kamen selten Menschen hinein. Nur ganz mutige und tüchtige.

Angenommen, du hättest damals gelebt, und angenommen, du wärst mutig und geschickt und außerdem neugierig gewesen, sodass du dich gern in den Wald gewagt hättest, so würdest du ihn auf diese Weise finden: Von der großen Stadt, wo das Herzogsschloss steht, der Hauptstadt der großen Insel, gehst du zwei Tage lang den Strom hinauf. Wenn du ein Pferd hast, geht es natürlich schneller. Da triffst du auf die Stelle, wo der rote Fluss in den Strom mündet. Du erkennst ihn an seiner rötlich-braunen Farbe, von der er den Namen hat. Die Farbe kommt nicht etwa von Blut, auch nicht von Himbeersosse, sondern von den Stoffen, die der Fluss aus seinen Quellgebieten in den Hochmooren mit sich führt.

Gehst du den roten Fluss entlang aufwärts, so kommst du nach zweieinhalb Tagen zu zwei Dörfern, die heißen Oberkiefern und Unterkiefern. Genau zwischen ihnen mündet ein kleiner Bach in den roten Fluss. Folgst du seinem Lauf aufwärts, so kommst du zu dem großen Wald.

An der Stelle, wo der Bach aus dem Wald fließt, treibt er das Wasserrad einer Mühle an, das einzige Gebäude weit und breit.

Hier bist du nun auch an dem Punkt, wo du in den Wald hineinkommst, ohne von Dornen zerkratzt zu werden. Zieh deine Schuhe aus – und deine Strümpfe, wenn du welche hast –, schlag deine Hosenbeine hoch und geh im Wasser durch die enge Schlucht, die sich der Bach im Lauf vieler Jahre gegraben hat. Wenn du auf diese Weise tief in den Wald hineingekommen bist, sodass du denkst: *Hier ist es so wild, da ist bestimmt noch nie ein Mensch gewesen*, dann steht plötzlich vor dir auf einem steilen Felsen eine Burg.

Vor vielen Hundert Jahren, in der Zeit also, von der ich erzählen will, stand ein Junge an einem nebligen Morgen im Herbst oben auf dem Turm der Burg.

»Wald, Wald, überall Wald!«, murmelte der Junge. »Was ist wohl dahinter? Ich weiß wohl, dass es da viele andere Menschen gibt, Häuser, Felder und Flüsse. So haben sie es mir gesagt. Aber ich will das alles gern mit eigenen Augen sehen!« Er lehnte sich an eine der Zinnen und schaute grübelnd hinaus über das endlos scheinende Grün.

Da hörte er seinen Namen rufen: »Gernot!« Er erkannte Annas Stimme, die so tief war, dass man manchmal nicht

wusste, ob ein Mann oder eine Frau sprach. Anna war eine tüchtige Magd, die alles in der Burg regelte, seit Gernots Mutter nicht mehr lebte.

Gernot ging zur anderen Seite des Turms und versuchte sich über die Brüstung zu beugen. Er konnte aber trotzdem nicht auf den Hof sehen, weil er nicht groß genug war. »Hier oben bin ich, auf dem Turm!«, rief er hinunter.

»Komm mal runter, junger Herr!«, rief Anna. »Ich will dir etwas zeigen.«

»Ich komme!«

Der Junge wirbelte die enge Wendeltreppe hinunter. Er liebte das leichte Schwindelgefühl, das er dabei immer bekam. Unten musste er sich schnell andersherum drehen, um nicht umzufallen.

Auf dem steilen Felsen war neben dem Turm nur noch Platz für ein ziemlich kleines Haus, das sie Palas nannten, wie das Hauptgebäude einer richtigen großen Burg. Die Scheunen und Ställe und ein weiteres Haus für die Diener standen unten neben dem Felsen. Gernot rannte die Holzterasse hinunter, die schräg an der Flanke des Felsens hinabführte und die man im Falle eines Angriffs von Feinden hochziehen konnte. So einen Fall hatte es aber noch nie gegeben.

Anna stand vor dem Stall, in dem ein Pferd, zwei Kühe, drei Ziegen, vier Schweine und dreiundzwanzig Hüh-

ner untergebracht waren. »Komm schnell!«, winkte sie. »Die Küken schlüpfen gerade. Eins ist schon aus dem Ei gekommen.«

Gernot folgte der großen, dicken Frau in den Stall. Tatsächlich – ein kleines gelbes Küken bewegte sich unbeholfen zwischen Resten von Eierschalen. Daneben sah Gernot ein Ei mit einem Sprung. Eben kam ein Schnabel heraus. Das Ei zerbrach, ein kleiner Kopf schaute heraus, schien sich erstaunt umzublicken, und dann war das ganze Küken frei.

»Du wolltest das doch immer mal sehen«, sagte die Magd, »darum habe ich dich gerufen.«

Gernot nickte nur. Er hockte sich nieder, um genauer hinzusehen.

Anna murmelte: »Was mag so ein Küken wohl denken, wenn es zum ersten Mal die Welt außerhalb der schützenden Eierschale sieht?«

Gernot lachte: »Das Küken kann doch gar nicht denken!«

»Aber was würde es denken, wenn es denken könnte?«

Gernot stand auf. »Wahrscheinlich so etwas Ähnliches wie ich.«

»Wie du?«

Sein Nicken reichte ihr nicht als Antwort, und darum fügte sie hinzu: »Was meinst du damit?«

»Nun ja ...« Gernot setzte sich auf einen Melkschemel.  
»Weißt du, ich war auch lange wie in so einer Schale. Eigentlich bin ich es noch. Ich habe nur in unserer Burg gelebt, hier im Wald. Gut, ich war ein Kind und war damit zufrieden. Aber jetzt bin ich kein Kind mehr. Ich will wissen, wie es draußen aussieht.«

Anna sah ihn lange schweigend an. Das war besonders erstaunlich, da sie sonst immer in Bewegung war, außer im Schlaf, und auch selten lange schweigen konnte.

Dann nickte sie langsam und brummte: »Das stimmt, junger Herr, da hast du eigentlich recht. Du bist alt genug. Vom Erzählen allein lernst du die Welt und das Leben nicht kennen. Außerdem haben sie dir längst nicht alles erzählt. Komm mit!« Sie packte ihn am Arm und zog ihn fort.

»Wohin?«

»Zu deinem Großvater.«

Sie gingen hintereinander die hölzerne Treppe an der Flanke des Felsens hinauf. »Großvater sagt mir nie etwas«, zweifelte Gernot. »Und er erlaubt mir auch nicht, den Wald zu verlassen.«

»Wir werden sehen.«

Sie traten in den Rittersaal. Ritter Edwin saß wie immer in dem mit Fellen bedeckten Sessel vor dem Kamin und blickte ins Feuer.

»Ist schon wieder Zeit fürs Essen?«, fragte er leise mit seiner brüchig gewordenen Stimme.

»Nein«, antwortete Anna, »aber es ist Zeit, dass Ihr Euren Enkel nicht mehr wie ein kleines Kind behandelt. Lasst ihn mit Hans einmal eine Reise machen, wenigstens zu den Dörfern! Lasst ihn auf die Jagd mitgehen! Lasst ihn das Reiten lernen, draußen, wo ein Pferd richtig galoppieren kann, nicht nur auf unserer kleinen Lichtung. Auch mit dem Schwert muss er sich üben. Wie soll er denn ein Ritter werden, wenn er nur mit der Armbrust auf Tauben schießt? Wie soll er einmal der Herr von Habichtstein werden, wenn er vom Leben nichts weiß? Und vor allem: Erzählt ihm die Familiengeschichte! Alle edlen Familien machen das so.«

Keine andere Magd könnte so mit ihrem Herrn reden. Aber Ritter Edwin duldete es schmunzelnd. Nicht nur, weil er auf Annas Hilfe angewiesen war, sondern auch, weil er wusste, dass sie es gut meinte.

Anna schob den Jungen vor sich her bis zu seinem Großvater, drehte sich einfach um und ging, ohne eine Antwort abzuwarten.

Als Ritter Edwin mit seinem Enkel allein war, nickte er, sah Gernot eine Weile an, nickte wieder und zeigte auf das Bärenfell, das neben dem Kamin auf dem Boden lag. »Setz dich, Junge!«

Gernot hockte sich nieder, nicht zu dicht beim Feuer, weil das viel Hitze abstrahlte.

»Anna hat recht. Du wirst einmal der Ritter von Habichtstein sein. Aber ein Ritter kann man nur werden, wenn man zuvor einem anderen Ritter als Knappe gedient hat, dabei alles lernt, was dazugehört, und schließlich selbst zum Ritter geschlagen wird. Noch bist du zu jung, um ein Knappe auf einer fremden Burg zu sein. Aber ich gebe zu, dass es vernünftig ist, früh mit den Vorbereitungen zu beginnen. Da dein Vater nicht mehr lebt, wirst du auch früh das Erbe antreten müssen. Denn ich bin wahrscheinlich bald auch nicht mehr da.«

Gernot antwortete nicht, sondern sah seinen Großvater nur mit großen Augen an.

»Als ich so alt war, wie du jetzt bist«, begann Ritter Edwin, »da war mein Vater der Ritter vom roten Fluss. Unser Wappenzeichen war eine rote Schlangenlinie auf grünem Grund. Mein Vater hatte das ganze Gebiet mit den beiden Dörfern Oberkiefern und Unterkiefern und ein paar verstreute Höfe sowie diesen großen Wald vom König zum Lehen erhalten. Du weißt doch, was ein Lehen ist? Man darf es wie sein Eigentum nutzen, obwohl es eigentlich dem König gehört. Dafür muss man aber dem König dienen, wenn er es fordert, als Krieger oder auch für friedliche Zwecke. Unser König hat aber über lange

Zeit keinen Dienst meines Vaters eingefordert, sodass der schließlich ganz vergaß, dass er nicht selbst Herr war. Als dann eines Tages ein Bote einen Befehl des Königs brachte, verweigerte mein Vater den Gehorsam.«

»Das war aber nicht gut!«

»Nein, das war wirklich nicht gut. Der Herzog, der als so eine Art Unterherrscher diese große Insel regierte, hatte ihm versichert, der König würde sich nicht weiter um ihn kümmern. Und wenn doch, dann würde er, der Herzog, meinem Vater helfen.«

»Und – was hat der König getan?«

»Nichts.«

»Nichts?«

»Ich weiß es nicht so genau«, murmelte Ritter Edwin. »Er ist jedenfalls nicht mit seinem Heer erschienen, um uns zu strafen. Aber vielleicht hat er uns doch bestraft.«

»Das verstehe ich nicht.«

Ritter Edwin schwieg eine Weile. Dann sagte er: »Ich weiß nicht, ob das, was dann folgte, nicht doch eine Strafe war. Wir hatten alle sehr viel Angst, meine Mutter und ich. Mein Vater nicht so. Vielleicht hatte er auch Angst, wollte es nur nicht zeigen, und tat darum noch mehr so, als sei er selbst ein kleiner König. Gernot, kannst du mir mal das Kissen in meinem Rücken etwas höher ziehen? Und dann leg noch ein Stück Holz ins Feuer!«

Nachdem Gernot das getan hatte, setzte er sich wieder auf das Bärenfell.

Der Großvater begann erneut: »In dem Gebiet, das uns der König als Lehen zugewiesen hatte, stand ein ungewöhnlicher Baum, groß, mit weit ausladenden Ästen. Niemand wusste, was das für ein Baum war. Weil er Blätter hatte, die den Ahornblättern ähnlich sahen, nannten wir ihn ›Behorn‹. Aber das war natürlich nur scherzhaft gemeint. Niemand konnte uns sagen, wie der Baum richtig hieß. Der König hatte gesagt, wir dürften die Wiesen und Felder und auch diesen großen Wald nutzen, wie wir wollten, nur diesen einen Baum dürften wir nicht anrühren. Warum – das wussten wir nicht.«

»Steht der Baum noch?«, fragte Gernot.

»Nein.« Sein Großvater schüttelte langsam den Kopf. Dann deutete er nach oben. »Da ist er.«

Gernot blickte nach oben in das offene Gebälk des Daches. »Wo?«

»Mein Vater fühlte sich so sehr als eigener Herr – vielleicht wollte er auch nur so tun – vielleicht dachte er sogar, dadurch würde er zu einem freien Herrn – jedenfalls tat er etwas Schreckliches: Er fällte den Baum.«

Der Enkel riss erschreckt die Augen noch weiter auf, sagte aber nichts.

»Mein Vater hatte nicht viel Mühe damit, der Stamm

schien weich zu sein. Aber je länger das Holz lag, desto härter wurde es. Mein Vater dagegen verlor die Härte, die er in seinem Herzen gehabt hatte. Es wurde ihm allmählich bewusst, was er Furchtbares getan hatte, und er bekam Angst. Eines Tages hatte er beim Jagen diesen Felsen entdeckt, von dem bis dahin niemand wusste. Er beschloss, hier eine Burg zu bauen. Hier würde ihn der König nicht finden, dachte er. Er ließ Bauleute von weit her kommen. Alles Material musste auf Maultieren mühsam durch den Bach herangebracht werden. Der größte Teil der Steine, aus denen Turm und Palas bestehen, war in unserer alten Burg verbaut, die mein Vater vollständig abreißen ließ. Und aus dem festen Holz des Behorn-Baumes ließ er das Dach machen.«

Gernot sah wieder nach oben zu den mächtigen Balken. »Es muss aber viel Holz an dem Baum gewesen sein, dass er das ganze Dach ...«

»Das Dach ist fest und hat bis heute gehalten«, fuhr sein Großvater fort. »Wir haben später festgestellt, dass das Holz danach noch fester wurde. Aber ich glaube, das Dach hat uns trotzdem nicht gut beschützt.«

»Wie meinst du das? Es regnet doch nicht rein!«

»Ich fürchte, dass ein Fluch auf uns liegt. Auf diesem Haus, auf unserer Familie.«

»Ein Fluch?«

»Anfangs waren wir zufrieden. Mein Vater nannte die Burg ›Habichtstein‹, weil es hier Habichte gab. Es gab zwar viel mehr Tauben. Aber man kann ja eine Burg nicht ›Taubenstein‹ nennen – wie hört sich das an! Der zehnte Teil der Ernteerträge der Bauern stand uns zu. Er musste nun zur Mühle gebracht werden, unten am Bach, wo er aus dem Wald tritt. Der Müller sammelte alles, und ein Knecht von uns holte es ab. Was wir nicht brauchten, verkaufte er für uns und gab uns das Geld. Die Angst ist nicht gewichen. Mein Vater ist bald darauf gestorben, meine Mutter auch. Meine Frau, deine Großmutter, starb bei der Geburt deines Vaters, und deine Mutter starb, kurz nachdem du zur Welt gekommen warst. Ist das nicht ein Fluch? Als ich der Hausherr auf der Burg geworden war ... ach, das erzähle ich dir ein anderes Mal. Es ist genug für heute.«

»Bist du schon wieder müde, Großvater? Es ist doch noch früh am Tag!«

»Nicht müde, aber erschöpft, mein Junge. Sehr erschöpft.«

»Aber du hast noch nicht gesagt, ob ich aus dem Wald hinausgehen kann. Und vielleicht auf einer fremden Burg als Knappe dienen, damit ich ein Ritter werden kann.«

»Du bist noch sehr jung, Gernot. Du kannst mal mit Hans bis zur Mühle gehen. Aber ein Knappe? Vielleicht im

nächsten Jahr. Und jetzt lass mich bitte wieder allein. Leg noch ein Stück Holz nach!«

Gernot schürte das Kaminfeuer und warf einen dicken Kloben Holz hinein. Als er seinen Großvater wieder ansah, hatte der die Augen bereits geschlossen. Ob er schlief? Leise ging Gernot hinaus.

\* \* \*

Es lebten nur fünf Menschen auf der kleinen Burg Habichtstein. Neben dem alten Ritter Edwin, seinem Enkel und Anna, die wir schon kennen, gab es noch ein Ehepaar in mittlerem Alter. Der Knecht Hans war für alles zuständig, wofür man einen Mann brauchte, und seine Frau Lisbeth kochte und betreute den Kräuter- und Gemüsegarten.

Gernot hatte Hans noch mehr ins Herz geschlossen als seinen Großvater und die Mägde, weil Hans ihm vieles erklärte, ihn manchmal mit auf die Jagd nahm und ihm, soweit das im Wald möglich war, das Reiten beibrachte.

»Gernot!«, rief Hans seinen jungen Herrn, der sich gerade im Schießen mit der Armbrust übte.

Der Junge zog die Pfeile aus dem hölzernen Scheunentor, auf das ihm Hans eine Zielscheibe gemalt hatte, und rannte zum Stall, wo Hans gerade den Packsattel auf das Pferd legte. »Ja?«

»Stimmt es, dass Ritter Edwin dir erlaubt, mit mir zur Mühle zu gehen?«

»Ja. Willst du hin?«

»Ich bin gleich fertig. Zieh dir eine kurze Hose an und lass die Strümpfe hier!«

Kurz darauf wateten die beiden nebeneinander im Bach. Hans führte das Pferd am Zügel.

»Mein Großvater hat mir alles ganz genau erzählt«, plauderte Gernot. »Von früher, und wie sie unsere Burg gebaut haben. Auch vom König und von dem Baum, den sie eigentlich nicht anrühren durften. Und wie sie dann trotzdem den Baum ...«

»Eine üble Sache!«, murmelte Hans.

»Großvater meint, ein Fluch liegt ... Weißt du, was ein Fluch ist?«

»Sicher weiß ich das. Vieles gelingt nicht mehr so recht, Unglück trifft einen, es herrscht Unfriede ... so was eben.«

»Weil der Urgroßvater dem König nicht gehorcht hat. Und den Baum hat er gefällt. Sogar das Dach hat er davon gemacht.«

»Das war dreist«, nickte Hans. »Aber es steht mir nicht zu, den Ritter zu kritisieren.«

»Großvater wollte mir noch mehr erzählen, aber da ist er eingeschlafen.«

»Er ist krank und schwach, der Ritter Edwin. Wir wollen hoffen, dass er noch nicht stirbt, ehe du ein Ritter bist.«

»Im nächsten Jahr verlasse ich Habichtstein und werde Knappe auf einer fremden Burg.«

Hans wiegte den Kopf hin und her. »Das wird schwierig werden.«

»Warum?« Gernot blickte erstaunt zu ihm auf.

»Ritter Edwin weiß nicht alles, was in der Welt draußen vorgeht. Wir erzählen es ihm absichtlich nicht, um ihn nicht zu beunruhigen. Und auch du weißt es natürlich nicht. Aber nun muss ich es dir wohl sagen. Die neue Regierung hat alle Burgen zerstört, bis auf vier. Die Herren auf diesen Burgen sind der Regierung treu ergeben.«

»Sprichst du von der Regierung des Königs?«

»Nein, nein, von der Regierung auf dieser Insel. Alle Ritter und Grafen, bei denen die neue Regierung Widerstand befürchtet, sind abgesetzt, gefangen genommen oder sogar umgebracht worden.«

»Das verstehe ich nicht. Regiert uns denn nicht der König? Oder der Herzog?«

»Ach, Junge«, murmelte Hans, »du weißt wirklich wenig!«

»Weil mir niemand was erklärt! Erklär du es mir!«

Sie kamen an eine enge Stelle, die sie nacheinander passieren mussten. Als sie wieder nebeneinandergehen konnten, begann Hans:

»Unser oberster Herr ist natürlich der König. Aber er wohnt weit von hier. Diese große Insel wurde darum immer vom Herzog regiert, der dem König den Treueid schwören musste. Er nahm es aber damit nicht so genau. Vor einigen Jahren – ich war damals noch ein Kind, etwa so alt, wie du jetzt bist – starb der Herzog ohne Erben. Der König machte seinen Anspruch auf unser Land, diese Insel, geltend. Nun verlangt ein altes Gesetz, dass unser Herzogtum nicht von außen gelenkt werden darf. Wer herrschen will, muss hier wohnen. Darum hat der König seinen kleinen Sohn auf die Herzogsburg bringen lassen. Der war noch viel zu jung, um selbst zu regieren, der König setzte darum einen Thronrat ein. Eine Tante und der Erzpriester sollten den Jungen erziehen, und die Regierungsgeschäfte sollten vorläufig vom herzoglichen Kanzleivorsteher und vom Generalfeldmarschall gemeinsam geführt werden, bis der Prinz alt genug sein würde.«

»Dann müsste er aber doch längst alt genug sein, wenn das schon so lange her ist!«

»Da hast du recht, junger Herr. Er müsste. Aber niemand hat ihn jemals gesehen. Wer weiß, ob er überhaupt noch lebt. Nun ja, leben wird er wohl noch. Aber man

munkelt, der General, oder, wie er richtig heißt, der Generalfeldmarschall hielte ihn gefangen, um selbst regieren zu können.«

»Das ist ja schrecklich! Und der andere ...?«

»Der Kanzleivorsteher? Der hat nichts zu sagen. Die Macht hat der General, und alle tanzen nach seiner Pfeife.«

»Und warum tut der König nichts dagegen?«

»Eine gute Frage, mein Junge. Ich habe sie mir auch schon oft gestellt. Ich weiß keine Antwort.«

Sie mussten eine Stromschnelle überwinden, wo das Wasser über ein paar Felsbrocken hinunterschoss. Das Pferd scheute, und Hans musste ihm gut zureden. Dann floss der Bach wieder ruhiger dahin. Gernot fragte:

»Jetzt müssen also alle tun, was der General sagt?«

»So ist es wohl. Es heißt zwar, alle Gesetze und Befehle aus dem Schloss kämen vom Prinzen. Aber niemand kann das kontrollieren. Wahrscheinlich behauptet der General das nur. In Wirklichkeit regiert er. Und zwar so, dass er das Land ausbeutet und die Menschen immer ärmer werden.«

»Warum tut denn niemand was dagegen? Das ist doch Unrecht!«

»Wer sollte denn etwas dagegen tun? Er hat nun mal die Macht. Wer etwas gegen ihn sagt, kommt ins Gefängnis oder wird sogar umgebracht.«

Darauf wusste Gernot nichts zu sagen. Nach einer Weile stieß er hervor: »Wenn ich erst mal ein Ritter bin ...!«

Hans lachte trocken. »Ach, Gernot! Du stellst dir das anscheinend sehr leicht vor. Aber schon viele Ritter haben sich gegen den General gestellt. Keiner konnte etwas ausrichten. Und außerdem – ich weiß gar nicht, wie du zum Ritter werden könntest. Du müsstest als Knappe auf eine Burg gehen. Aber es gibt nur noch die vier Burgen, die erlaubt sind, angeblich vom Prinzen, aber in Wirklichkeit wohl vom General. Von den vier Burgen aus kontrolliert er das ganze Land.«

»Eine Burg gibt es noch: Habichtstein!«

Wieder lachte Hans. »Ja, das ist wahr. Die Leute des Generals haben uns einfach noch nicht entdeckt. Aber gegen die Burgen des Generals ist Habichtstein geradezu lächerlich klein. Immerhin – es hatte doch seinen Vorteil, dass dein Urgroßvater Habichtstein so tief im Wald gebaut hat. Nur kannst du da kein Ritter werden.«

»Hm.« Gernot dachte über eine Lösung des Problems nach, aber es fiel ihm lange keine ein. Aber dann, nach etwa dreihundert vorsichtigen Schritten auf den rund geschliffenen Steinen im Wasser, ging ein Leuchten über sein Gesicht. »Ich hab's! Ich gehe ins Land des Königs! Ich finde bestimmt ein Schiff, das von unserer Insel hinüberfährt. Da gibt es doch sicher viele Burgen mit Rittern.«

»Die gibt es wohl, aber ...« Hans brach ab.

»Warum sprichst du nicht weiter? Warum sollte das nicht gehen?«

»Am besten, du fragst deinen Großvater danach.«

»Das werde ich auch tun. Aber du kannst es mir doch jetzt schon sagen!«

»Ich weiß nicht viel darüber. Es wurde nur erzählt, dass dein Großvater ins Land des Königs wollte, aber er konnte nicht hinüber. Er hat nicht viel darüber gesagt, warum das nicht ging. Einiges hat er wohl erzählt, aber das kam mir sehr merkwürdig vor. Ich habe nicht weiter gefragt, weil ich nicht den Eindruck erwecken wollte, ich glaubte ihm nicht. Du musst ihn selbst fragen.«

»Das werde ich auch. Aber jedenfalls ist er ein Ritter geworden und mein Vater auch.«

»Damals gab es noch viele Burgen auf dieser großen Insel – und anständige Ritter. Eine Burg stand auf ... Bleib mal stehen!«

Beide standen still, und das Pferd nutzte die Gelegenheit, um aus dem Bach zu trinken.

»Was ist?«, fragte Gernot. »Hörst du was?«

»Im Gegenteil! Ich höre nicht, was ich hören müsste. An dieser Stelle hört man immer schon das Klappern der Mühle. Wir kommen gleich aus dem Wald heraus. Aber ich höre nur das Rauschen des Baches.«

Hans ging mit schnellen Schritten weiter, und Gernot hatte Mühe, ihm zu folgen. »Vielleicht hat der Müller schon alles Korn gemahlen. Oder er macht mal eine Pause«, meinte Gernot.

»Pausen macht er nachts, aber nicht um diese Tageszeit.«

Jetzt ließen sie das letzte Unterholz hinter sich.

Gernot staunte. Vor ihm öffnete sich ein weites Tal. Wiesen und Äcker senkten sich sanft zu dem Fluss hinunter. Dahinter stieg das Land wieder an. Einzelne Bäume standen da, aber nicht so viele wie in dem Wald hinter ihm. Rechts und links konnte er die Häuser der zwei Dörfer erkennen. Über dem Dorf Unterkiefern stieg eine grauschwarze Rauchfahne auf, dicker als der Rauch von Kaminfeuern.

»Hans!«

Die beiden fuhren erschreckt herum, weil sie nicht erwartet hatten, von hinten angesprochen zu werden. Die Frau des Müllers stand am Bach und hatte ihre zwei kleinen Kinder an den Händen.

»Martha! Was ist geschehen? Hast du dich im Wald versteckt?«

»Ja. Soldaten sind gekommen, viele, hundert oder mehr. Wir haben beobachtet, wie sie unten in den Dörfern gewütet haben. Mein Mann ist vorsichtig hin-

geschlichen. Sie haben den Bauern alles weggenommen, die Ernte, das Vieh, alles. Nur ein paar sehr alte Tiere wollten sie nicht. Der Bauer Krug in Unterkiefern wollte seine Pferde nicht hergeben, da haben sie sein Haus und seine Scheune angezündet. Und was das Schlimmste ist: Sieben junge Männer haben sie mitgenommen. Kräftige Söhne der Bauern, die sie zu Soldaten machen wollen.«

»Das ist ja schrecklich!«

Eins der Kinder fing an zu weinen, dann setzte das zweite auch ein.

»Als sie fertig waren, entdeckten sie unsere Mühle. Mein Mann kam schnell und schickte uns in den Wald in Sicherheit. Ich habe beobachtet, wie sie alle Vorräte aus der Mühle mitgenommen haben.«

»Papa kommt!«, sagte eins der Kinder und zeigte zur Mühle. Tatsächlich – mit schnellen Schritten kam der Müller herauf. Als er da war, umarmte er seine Frau und die Kinder. »Etwas Schreckliches ist passiert!«, keuchte er, als er Hans die Hand reichte.

»Martha hat es mir erzählt.«

»Sie haben alles mitgenommen! Alles, auch meinen Esel. Und alle Vorräte, die hier für Ritter Edwin gelagert waren. Ist das der junge Herr?«

»Ja.«

Der Müller verneigte sich.

»Ich bin Gernot«, sagte der Junge. »Es tut mir leid, was euch geschehen ist! Diese Verbrecher sollte man ...«

»Es ist auch Euch geschehen, junger Herr. Es gibt nun kein Getreide mehr für Eure Burg, kein Fleisch, kein Öl, keine Früchte, kein Gemüse. Nur etwas Geld, denn Martha hatte schon einiges auf dem Markt verkauft, und den Erlös hatte ich gut versteckt, den haben sie nicht gefunden. Sie fragten, wer der Lehnherr über diese Dörfer sei und wo der wohnt. Ich habe es nicht verraten. In ihrem Zorn haben sie das Mahlwerk meiner Mühle völlig zerschlagen. Ich kann nicht mehr mahlen. Nun, jetzt gibt es sowieso kein Korn, aber im nächsten Jahr hoffen wir ja wieder zu ernten. Was für ein Elend!«

Martha umarmte ihren Mann wieder. »Aber sie haben dich am Leben gelassen, das ist das Wichtigste!«

Gemeinsam gingen sie zur Mühle. Von außen war keine Zerstörung zu erkennen, aber als der Müller sie hineinführte, sahen sie es: Aus Rädern, Stangen und Trichtern waren zerbrochene und gesplitterte Holzstücke geworden. Es war nicht mehr zu erkennen, wie das alles vorher zusammengehört hatte.

Der Müller ging mit einem Spaten in den Garten hinaus und kam kurz darauf mit einem Lederbeutel zurück. »Es sind zweihundertvierzehn Silberstücke, Hans. Der zehnte